

(Nachdruck verboten.)

301

Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hillern.

„Vater, i dank Dir!“ ruft Wiltraud und eilt hinauf in ihre Kammer, ihre Sachen zu packen und ihre wohlverdiente kleine Baarschaft mit dem nie berührten Beutelchen, das ihr, wie sie meint, die Haberer vor's Fenster gelegt, zu sich zu stecken. Denn jetzt braucht sie es — vielleicht kann sie ihres Bruders Genehung damit erkaufen. Ach, wenn sie ihn nur erst hat — dann will sie ihn schon gesund pflegen, — sie weiß es, sie wird ihn halten mit ihren starken Armen — sie läßt ihn nicht sterben!

Unterdessen sind die zwei neuen Ankömmlinge dem Wirth beigeprungen und haben frisch Hand angelegt. Sie waren am Fenster Zeuge des ganzen Auftritts und lassen sich's nun angelegen sein, dem unglücklichen Mädchen so rasch als möglich fortzuhelfen. „Dös ist au wieder so a Amtsverschleppung, daß dös arm' Dirnei's Schreiben erst kriegt, wann der Zug cho lang da ist, da wär' au wieder a Haberfeldtreiben am Platz!“ murren sie heimlich untereinander. Der eine bringt den Futtertrog herbei, der andere läßt uns Wasser. Der Wirth schneidet das Brot ein — sogar der Gemeinbediener läßt sich herab, dem Gaul das Mundstück aufzuschneiden, damit es schneller geht. — Alle vier stehen in banger Ungebild und schauen dem langsam lauenden Thier zu — ob es noch nicht bald fertig ist. Wiltraud kommt schon herunter, mit fieberhaft glühenden Wangen. Jetzt muß das Pferd noch trinken. Auch das dauert lang. Der jüngere der beiden Haberer, der sich vorher Wiltraud's Knie gezeugen, sieht jetzt erst und still und hält dem Kopf den Trinkkübel. Endlich ist es fertig. Wiltraud hat indessen leise mit dem Wirth gesprochen — dem Alten laufen die Thränen herunter.

„Jetzt kannst aussihen!“ sagen die Bursche und legen Wiltraud's Sachen auf den Wagen.

„So b'hüt halt Gott, Vater, und i dank für alles, i hab's gut g'habt bei Euch! Wir sehen uns bald wieder, so Gott will! 's G'fähet schid' ich Dir heut Abend z'ruck, wann der Knecht d' Geiß bringt.“

„Wann i nur nimmer leben müßt', wenn Du fort bist!“ klagt der Wirth und hilft Wiltraud auf den Wagen.

„Du erlaubst“ — sagt der Gemeinbediener — „daß i auch wieder mitfahr', wenigstens bis an d' Wegkreuzung?“

„Freilich, freilich,“ sagt Wiltraud, halb bewußtlos vor Angst, fortzukommen, — „nur fort!“

Der junge Missethäter von vorhin reicht ihr die Zügel. „Sei nit harb — i hab's nit so bös g'meint!“ bittet er leise.

„Nein, nein — g'wiß nit!“ ruft Wiltraud. „B'hüt Gott Euch alle beisammen.“

„Mög' Dir's gut gehen!“

„Möchtst Dein Bruder besser finden, als ma's denkt!“ So fliegen ihr die guten Wünsche nach. Wiltraud aber fährt schon davon, sie hört nichts mehr, als das Pochen ihres geängstigten, sehnüchtigen Herzens. Ein paar tiefschwarze Trauermäntel flattern eine Strecke neben dem Wagen her und verfliegen sich dann ins Weite.

Zwei Stunden ist sie gefahren. Den Gemeinbediener hat sie an der Straßentragung absteigen lassen und ihren Weg allein fortgesetzt, — da endlich sängt ein kaum vollendetes Schienenneß an, sich flach vor ihr auszudehnen, und ein provisorisches Stationshaus, eigentlich nur eine Aus- und Einsteigehalle, steht nackt und kahl in einer Wüstenei von Kies und Sand. Die Bahn ist theilweis noch im Bau begriffen. — Ueberall liegen Werkzeuge und Schienenteile an der Straße, tiefe Sandgruben wechseln mit Lagern von Schwellenholz, — ein trostloses Bild, über dem schläfrig eine glühende Nachmittagssonne brütet. Kein Baum, kein Strauch in der Nähe, kein Grashalm findet mehr Nahrung in der Trockenheit. Die Zufahrt erst aufgeschottert mit spizen Steinen, so daß Wiltraud erst absteigen und das Pferd am Zügel führen muß, weil sonst gar nicht durchzukommen wäre. — Und dort drüben — wartet nun ihr Bruder wohl Stunden lang auf die Verspätete, — ganz gewiß ohne eine Labung, denn hier gibt es ja nichts. — In ver-

zweiflungsvoller Hast durchwaltet Wiltraud das Steinmeer, hinter sich das schaukelnde Fuhrwerk mit dem stolpernden Pferd nachziehend.

Jetzt kann sie schon in die offene Halle hineinschauen. Dort in der Ecke, ganz zusammengekauert, da sitzt eine kleine schwächliche Gestalt — Wiltraud beb't das Herz bei dem Anblick. — Noch einen kräftigen Ruck am Zügel, das Pferd reißt den Wagen über die letzten Hindernisse weg — jetzt ist sie da! Winkend und grüßend ruft sie dem Bruder zu, — es wundert sie, daß er nicht aufsteht — er erwidert den Gruß nur mit einer schwachen Handbewegung. Sie hält an, schraubt die Mechanik am Wagen zu, — dann läuft sie in die Halle. — Freundlich lächelt ihr der Bruder entgegen — aber wie sieht er aus. „Allmächtiger Gott — Balbl, — mei armer, lieber Balbl!“ schreit das Mädchen und wirft sich vor dem Bruder nieder. Einen Sterbenden haben sie ihr geschickt. Wenn Wiltraud nicht wüßte, daß er's ist — erkennen würde sie ihn nicht mehr. Ihr Blick fliegt über die jammervolle Gestalt — und was ist das? Auf seinem Gewand — Blutspuren!

„Balbl —?“ Sie kann nicht weiter reden, sie deutet nur fragend auf die Stellen.

„Ja, 's Blutbrechen hab' i g'habt —“ sagt Balbl leise. „'s war so heiß, wie i ausg'stiegen bin und z' trinken giebt's da nix — der Brunna ist noch nit g'macht, — dann ist mir's schlecht word'n. Der Stationsdiener ist glei fort und hat mir von weither a Wasser g'holt, aber bis er's bracht hat, war's schon z' spät — da ist scho's Blut kommen.“

Wiltraud kann nicht sprechen — sie läßt das Haupt leise stöhnend auf die mageren Knie des Bruders sinken und küßt seine kalten, feuchten Hände.

Sebald entzieht sie ihr und sucht ihr den schönen, schweren Kopf aufzuheben. „Nit! Traudl, lieb's Schwesterl, nit so weine! — Sell muuß Di nit ängstigen. Dös ist ja grad guat. Sei froh, das Blut hat 'rausmüß'n! Dös ist's, was mir die ganz' Zeit so eng g'macht hat und so drückt! Jetzt, wo's 'raus ist, ist mir scho viel leichter auf der Brust. Du wirst sehen, jetzt werd' i erst g'fund!“

„Ja, mei Balbl,“ schluchzt Wiltraud in namenlos schmerzlichem Doppelsinn, „dös s glaub' i auch!“

„Und dann — jetzt bin i ja wieder bei Dir — Du wirst mich schon pflegen. Da kann's nit fehlen, gelt?“

„Ja, mei Balbl, i will Dich hegen und pflegen mit tausendfacher Lieb'. Und nur für Dich leben und Dich lei Stund' mehr verlassen, — o, daß wir nur wieder beisamma sind!“

„Ja, und auf Königs Geburtstag da wollen i mich eingeben zur Amnestie, wegen meiner guten Führung. Denk! Dös ist doch au a Freud'.“

„Ja freilich ist dös a Freud'!“ Wiltraud versucht unter ihren Thränen zu lächeln. „Und wie ist Dir's denn ganga dadrin?“

„O, gut ist mir's ganga!“ sagt Balbl, stets zufrieden.

„Ja, ich mein, i sieh Dir's an, wie gut Dir's gange ist, armer Tropf!“

„Nei, g'wiß! Du hast mir ja immer Geld g'schickt, und dann — sie haben mich alle mögen dadrin.“

„Ach, wer sollt' denn auch Dich nit mögen, Du Engel!“ sagt Wiltraud in übersirömeuder Liebe. „Aber jetzt komm, mei Balbl — jetzt will i machen, daß i Dich heimbring' in Dei Bett und in Dei Ruha, denn Du brauchst's. Der Wirth hat mich allerhand mitnehmen lassen, dös verzehrst dann im Wagen. Oder willst z'erst was g'nießen? Du mußt ja ganz verhungert sein!“

„Nein — lieber glei heim!“ sagte Sebald mit jenem freundlich-ängstlichen Ausdruck, der Leidenden eigen ist, die kränker sind, als sie es sich und anderen gestehen wollen.

„Ja, so komm, mei Herzblatt — komm!“ sagt Wiltraud und versucht ihn behutsam aufzurichten, aber er sinkt ihr in den Armen zusammen.

„O Gott, es geht nimmer!“

„D' Füß' sind am schlecht'sten bei mir“ — sagt Balbl — „sonst fehlt mir eigentlich nix.“

„Du bist halt schwach vom Blutbrechen, mein armer Balbl.“ — Wiltraud überlegt einen Moment und sieht sich rothlos nach Hilfe um. Aber keine Seele weit und breit. Der

Mann vom Schalter und der Stationsdiener sind vespern gegangen. „Ja no, da ist's nig anders z' machen, da nimm i Di halt und trag' Di.“

„Warum nit gar — i bin viel zu schwer,“ sagt Balbl, und versucht noch einmal aufzustehen.

„Nein, laß, Du darfst Dich nit anstrengen! I will nur z'erst d' Mechanik aufmachen.“

Sie schraubt die Bremse am Wagen auf und legt dem Pferd die Zügel auf den Hals. „So, jetzt kannst nachlaufen.“ Dann kommt sie zurück. „Es wird schon gehn!“ Und mit einem Ruck hat sie den Kranken in ihren starken Armen vom Boden aufgehoben. „O lieber Gott, wie leicht Du bist — dös ist ja gar kei G'wicht,“ sagt sie traurig.

„Aber Wiltraud, i bit' Dich, i kann mi doch nit tragen lassen — a Bua vom a Madl!“

„Brauchst Di nit z' schame — 's ist ja kei Mensch da, der's sieht. Halt Dich nur fest — thu d' Arm um mein' Hals. Es geht schon — es geht ja ganz leicht!“

Mit raschen Schritten trägt sie den zarten Körper über den rauhen Weg hin. „Weißt, i trag' Di glei bis vor, an d' Landstraß'. Dahier ist nit gut aussitzen, 's ist zu holprig, wir könnten umwerfen — und dös wär' was — jetzt mit Dir!“

„Aber 's Pferd?“ wendet Balbl ein.

„Dös kommt schon nach, dös kennt jetzt den Weg. Komm, Bräundl,“ lockt sie. Und das Thier folgt ihr wie ein Hund.

„So, jetzt hab'n wir's ja schon — öhha!“ ruft Wiltraud dem Gaul zu, als die Landstraße erreicht ist, und er hält gehorsam an. „Jetzt, Balbl, mein' i, sollst Di mit die Händ' a wen'g am Wagen halten, und dann heb' i Di vollends 'nauf. So! dös ist ja prächtig gangen!“

Sie setzt ihn behutsam in die Ecke und macht ihm ein weiches Lager aus ihrem Tuch und der Pferdedecke zurecht.

„Dös ist mir so arg, Traubl —“, entschuldigt sich Sebald noch einmal.

„Wart' nur, wie i Dich z' Haus 'rumtrag' — da wird gar kein Wörtl verloren“, sagt Wiltraud, und zwingt sich zum Lachen.

„Bis in a paar Tag bin i ja dann auch wieder kräftiger!“ tröstet sich Balbl.

„Das ist g'wis! Aber weißt, Du glaubst es gar nit, was mir's für a Freud' ist, daß i Dich wieder so auf 'n Arm nehmen kann, wie damals, wo d' Mutter g'storben war und i Dir d' Mutter g'macht hab'! I war sieben Jahr alt und Du anderthalbe — aber a klein's winzig's Büabe! und a bißl presthaft. Und i bin mir so groß und g'scheit vorkommen gegen Dich und hab' Dich alleweil 'rumg'schleppt! Ach, da hast a diemal g'weint, wann D' nit hast thun dürfen, was d' g'wollt hast, — i war gar a g'waltthätige, ältere Schwester. I glaub', d' Mutter hät' Dir eher was hingehen lass'n, als i!“

„O, Du warst so gut mit mir!“

„'s passirt! Dös ist halt was Schön's für so a Madl, — a kleines G'schwisterl, mit dem ma schalten und walten kann, wie ma will! Gelt i darf's wieder, gelt, Du folgst mir wieder, — bist wieder mei kleins, franks Brüderl?“

So plaudert und scherzt sie ihn, mit wundem Herzen, über sein Glend weg, — bis sie zuletzt fast selber glaubt, was sie sagt.

Und wenn's bergauf geht, wo sie die Zügel nicht zu halten braucht, — richtet sie ihm die Rücklehne neu zurecht, daß er ja gut sitzt, und giebt ihm etwas von dem mitgenommenen Imbiß, daß er ihr nicht zu schwach wird: „Und wenn wir heimkommen, dann wird auch die Geiß schon da sein und auf uns warten. Ob sie Dich wohl noch kennt? Dann kriegst gleich a frischgemolkene Mili — dös wird Dir gut thun. Hast denn im G'fängniß auch a Mili kriegt?“

„Scho doch — aber kei Geißmilk. Und i mein' dös ist mir abgegangen — i war halt so dran g'wohnt.“

„'s kann scho sei! Wann D' jetzt wieder Dei g'wohnt's Sach kriegst, wird's, so Gott will, bald besser.“ Sie sieht ihn besorgt an: „Bist müd?“

„Nein, nur froh, wenn wir bald heimkomme!“

Wieder geht es bergauf. Sie nimmt den Bruder in die Arme und schmiegt seinen schmalen Kopf an ihre Brust. Das thut ihm wohl. „Traubl,“ sagt er leise, als spräche er jetzt nur zu dem Herzen, an dem er ruht: „Du hast mir nie a Wort vom Lenz g'schrieben ins G'fängniß, gelt weil die Brief g'lesen werd'n?“

„O mei Balbl. I kann's ihm halt nit verzeihen, daß er dös von Dir ang'nomme hat und b'sonders, daß er's

alleweil dabei laßt. Er ist a g'sunder, reicher Bursch und mag sei Straf nit trag'n. Du bist arm und kränklich und hast Dich kein Augenblick b'sonne, sei Schuld auf Dich z' nehmen und für ihn z' büaß'n. Dös müßt jeden empören, der a Herz im Leib hat, wenn er auch nit Dei Schwester wär! Aber i hätt's nit leiden sollen und i verzeih' mir's grad so wenig wie ihm, daß i's zug'lassen hab'. Wann i Di so sieh, wie Du mir jetzt heimkommst, da mein i grad — i kann's nie verantworten.“

(Fortsetzung folgt.)

Waldidyll.

Ein Maitag. Vor den heißen Mittagsfönnenstrahlen habe ich mich in den Schatten einer mächtigen Buche gepflüchtet, am Rande eines Waldweges. Durch das saftgrüne Buchenlaub fallen zitternd mit gelbgrünen Schlaglichtern die Sonnenstrahlen.

Vor mir eine Schonung achtjähriger Eichen, weiter unten einige Holzklaster in praller Sonne. Rechts und links der Wald mit seinen glattrindigen Buchen. Drüben ein Birfenschlag, silberne Stämme, flirrende Blättchen, hellblauer Himmel. Fastig ziehen einige blendend weiße Wolken. Ich liege und träume so vor mich hin, sehe unverwandt auf den Weg. Gute, fette Walderdbe. Zwei tiefe, schwarze Wagenspuren, in denen Regenwasser steht. Die Ränder voll blühenden Milztrautes, Kressen und Gänseblumen. Weiße Raukenfalter mit hellrothen Flügelantenn flattern von Blüthe zu Blüthe. Eine roth-goldig schillernde Wegwespe läuft geschäftig hin und her, wiegt einige Male den Hinterleib, schlägt kokett mit den Flügeln und — surr — — Schwebfliegen stehen in der Luft, scheinbar bewegungslos, und doch, wenn man scharf hinblickt, sieht man, wie die feinen Flügelchen vibriren. Ein Buchfink kommt von der andern Seite herübergeflogen, langsam in wellenförmiger Fluglinie. Er trippelt nickend, schaut sich scheu nach allen Seiten um, betrachtet mich mißtrauisch mit seinen klugen Augen. Platsch, platsch, wie das Regenwasser spritzt! Der kleine Sängler badet. Zweimal taucht er den Kopf unter. Wie er sich schüttelt! — Brrr. — Wie er sich plußkert! Wie er mit dem Schnabel und den Füßen die Federn gerade legt! Ein lodender Triller . . . Fusch!

Ich wende mich um. Die starken, grüngrauen Buchenstämme so glatt, daß selbst die Sonnenstrahlen an ihnen abggleiten scheinen. Sie und da ein wenig junges Unterholz. Esche, Eberesche, breitblättrige Hasel. Der Boden, so weit der Blick reicht, weiß — rosa — blau — weiß — rosa — blau, Anemone — Anemone — Leberblümchen. Da — eine eigenthümliche wie aus Wachs modellirte Pflanze, die sich dicht neben mir, kaum einige Zoll über dem Boden erhebt, ein starrer, fleischiger Stengel, anstatt der Blätter farblose Schuppen, bizarre Blüthen mit rothen Staubgefäßen, aber keine Spur Grün an der ganzen Pflanze. Sie ist ein Schmarotzer, der auf den Wurzeln der Buche lebt, ohne dem Baume irgendwie zu schaden. Still, bescheiden, einfach und schmucklos macht sie niemanden auf sich aufmerksam, sie will nur leben, geduldet werden. —

Ein Rascheln. —

Ich wende mich nach der Seite des Geräusches und sehe einen Mann, der eifrig bemüht ist, mit einer Stange eine Epheupflanze von dem Baum, den sie umrankt, zu lösen. Neben ihm liegen auf dem Boden mehrere Säde, ein handfester Stock.

„Dunnetjakra, wirst 'nunter?“

Ich erhob mich und trat, meinen Stock fester fassend, näher. Er wandte sich nach mir um und blinzelte mich scheu an, wie eine Eule, die in die Sonne sieht. Ich glaube, wir trauten beide nicht recht einander. Wahrhaftig, solch eine eigenartige Gestalt habe ich selten gesehen. Ein kleines, entsetzlich häßliches Kerlchen, in abgehackten, schlottrigen Kleidern, tiefliegende, blinzelnde Augen, ein kurzer, starrer, schrägabwärts gerichteter Vollbart, eine Stirn, welche fast ebenso groß wie das ganze untere Gesicht war, schlaffe, lange Haare, ein höchst eigenartiger Hut im Nacken, die Nase spiz und beweglich. Er sprach mich an:

„Verzeihen's, Herr, aber Ihr Gesicht kommt mir so bekannt vor, waren's vielleicht einmal in Mänten?“

„Ich? Nein! Da irren Sie sich wohl in der Person.“

„O, wie kommt ich's auch meinen. Das ist ja jetzt schon die Jahr fünfzehn her. Das können 's ja garnicht gewesen sein. Das war a so a dunkler Mensch wie Sie. Ich sag' Ihna, dös war a Luder. Auf'n Stuhl is er aufgesprungen und hat oben Kopp gestanden, um dann hat er sich 'nungekehrt wohl an die sechs Mal, immer num und num, wie so a Kreisel, um dann hat er sich mit die Füß' uf'n Kopp getippt un is auf'n Tisch gehuppt, aber immer noch auf'n Kopp is er gestanden. Einen Thaler hat er dem geben woll'n, der 's ihm nachhut. Ich sag' Ihnen, dös war a Luder!“

„Nein, das ist Ihrerseits ein Irrthum; — aber — verzeihen Sie, was machen Sie mit dem schönen Epheu?“

„Sehen S', den Epheu kriegen Sie nirgends. Ich bin nämlich Gärtner, müssen's wissen. Das ist der echte, wirklich schottische. Ja so a Lumpenzug bekommen's schon, aber den kriegen's nirgends. Der kommt hier nur noch an einem Bauernhaus in Pausin vor und sehen's, was ich hier noch habe. Er hob einen Sack vom Boden und ließ mich hineinschauen. „Maiblumen, Maiblumen, Adoxia moschatelina, — auf den lateinischen Namen that er sich etwas zu gute — Goldnessel, Goldnessel, und hier hab' ich Ihnen aber noch etwas ganz besonderes. Das haben's noch nimmer gesehen. Das

Kleines Heuiletou.

ist der wirklich echte französische weiße Knoblauch, wie er jetzt so viel für Kränze verbunden wird. Sehen S', mei Lieber, wenn S' sich solche Bündel von kaum zehn Köpfen aus Frankreich kommen lassen, kost Sie das mindestens a Markel und ich exportire Ihnen — er schien die Bedeutung dieses Wortes nicht genau zu kennen — „das ganze Bund, die fünfzehn Köpfe für 'n Zehnerl. Daß meiner nu a wen'g mehr stinkt wie der französische, das ist nur Einbildung, was a richt'ger Knoblauch sein will, der muß sein stinken. Den brod ich drei Meilen von hier, drüben.“ Er wies mit der Hand, als ob es ein Ragen sprung wäre. „Da steht so viel, da kann man ordentlich drin grasen. — — — Wo wollen S' denn heut noch hin?“

„Ich will vielleicht nach dem Schwanenkruz.“

„Ach, den Weg geh' ich auch. Mitkommen thu ich, wann's sich nicht meiner schämen.“

Er begann den Epheu, nachdem er von den Fasern sorglich die Erde geklopft, behutsam in seinen Sack zu stecken.

„Aber ich muß sein noch weiter, nach Wustrow. Maiglocken brauch' ich.“

„Wollen Sie in Wustrow übernachten?“

„Nein. Wann's nit regnen thut, schlaf' ich im Freien.“

Währenddessen hatte er sich mit den drei Säcken belastet, Epheuraiken fielen ihm aus dem obersten über Kopf und Schulter, Ameisen und Gewürm kroch ihm an Haaren, Hut und Rock. Gebückt schritt er neben mir her.

„Sie sind Gärtner?“

„Ja, sehen S', jetzt will ich in Felschow einem Großbauern 'ne Gärtnerlei einrichten. Mit dem Mann ist noch was zu machen. Er hat ein schönes Grundstück, saft'ger Boden, a bissel bergan, Südseite, wie g'schaffen für 'ne Gärtnerlei. Sehen S', da konnt' ich meine eigenen Ideen durchführen. Ich würd's im englischen Stil anlegen und doch anders. Treibhaus, Blumenzucht und eine große Abtheilung für Baum- und Spalierobst. Da wollt' ich's schon 'mal zeigen!“

„Haben Sie eine Gartenbauschule besucht?“

Er sah mich beleidigt an. „Das lernen S' auf keiner Gartenbauschule, das hab' ich alles aus mir selbst. Eigentlich bin ich Schuster von Profession, aber da ich durch's viele Sizen auf der Brust schwach geworden bin, wurde ich Gärtner, das heißt, in einer Gärtnerlei gearbeitet habe ich nicht, ich hab' alles aus mir selbst gelernt. Zum Erd- und Mistarren ist meine Brust zu schwach, da sammel' ich eben Pflanzen und verkauf' sie an Händler — natürlich nur bessere Sachen —“

„Und wie lange sind Sie oft unterwegs?“

„Ach, an die ein, zwei Wochen meist, da ruh' ich mich dann wieder a wenig aus, bis ich lan Geld mehr hab — na, da muß ich dann wieder raus. Und wissen S', draussen fühl' ich mich auch am wohlsten, da kenn' ich jede Pflanz, jeden Vogel, jedes Thier, aber mit den Menschen kann ich mich nicht vertragen, wir verstehen uns nimmer.“

„Sie sind kein Norddeutscher?“

„O doch! Ich bin hier aus der Gegend, aber ich war lang in München in Stellung, mein Vater selig war Schulz in Brezow. — — — Ja, das hat er auch nit gedacht, daß ich 'mal Gärtner werd', der hätt am liebsten an Advokaten oder 'nen Herrn aus mir machen wollen. — — — Seh'n S'! seh'n S'! da ist die Lausbund schon wieder!“ Er zeigte mit der Hand waldeinwärts, nach einem kleinen birkenumstandenen Platz, in dessen Mitte eine Fasanhütte stand.

„Die stehlen mir meine ganzen Maiglocken!“ — — —

Ein trauriges Bild! — — —

Zusammengelauret unter dem niedrigen, zweiggedeckten Dach saß, in erbärmliche, schmierige Lumpen gehüllt, eine Familie, Mann, Frau, Tochter, zwei Jungen. Vor ihnen standen mehrere kleine und größere Körbe. Der Mann mit einem struppigen, rothblauen gedunsenen Gesicht, starre stumpf vor sich hin. Seine Frau lauerte am Boden, hatte die Knie angezogen, mit den Armen umspannt, — bloße, magere, wie abgenagte Füße; das Gesicht mit den schmalen, fleischlosen Jügen vornübergeneigt, schien sie zu schlafen, wenigstens waren die Augen geschlossen. Ein halbwüchsiges, wohl sechzehnjähriges Mädchen, mit blassem, aber nicht häßlichem Gesicht, braunen, wirren Haaren, halblangen Kleidern, die sie um die Kniee festgezogen, lehnte an der Mutter und schlief. Zwei zerlumpte, nur mit Hofe und Hemd bekleidete Jungen zankten und balgten sich um ein Stück Brot. —

„Sehen S', dieses Lumpenpack! Die ganzen Maiglocken stehlen S' mir. Wenn man jetzt wirklich noch welche finden will, muß man bis nach der Haide von Wustrow 'überlatschen. — — — Ich muß doch jetzt hier 'nunter, es würde anders zu spät werden, adjus!“

„Adieu!“

Noch einmal blickte ich mich um. Unter der Last gebückt, schlich er vorwärts, taktmäßig seinen Stecken tief in den Boden einbohrend. Es war indes Spätnachmittag geworden. Im Walde dunkelte es schon, nur die Wipfel lagen noch im Sonnenchein. Aber vor mir, am Ende des Weges, auf der Wiese der leuchtende helle Tag. Ich schritt rüstig vorwärts, mit meinem Stock weit ausgreifend, ins Helle, der Sonne entgegen!

In den Wagen Spuren des Weges werden schon die schwarzen Nachtschnecken lebendig, eine unförmige Kröte springt plump über den Weg, zeitweise zwischert ein verspäteter Vogel, tönt ein scharfer, langgezogener Habichtschrei, oder das Echadern einer Eister. — — — Georg Hermann.

— Neugriechische Volkspoesie. Im neuesten Hefte der „Deutsch. Rundschau“ veröffentlicht Professor Thumb-Freiburg i. B. eine Studie über die heutigen Griechen. „Alle Versuche, ein nationales Drama zu schaffen,“ schreibt er, „sind gescheitert. Athen besitzt ein stattliches Theater, aber es spielen darin bis vor kurzem ausschließlich französische oder italienische Schauspieler ihre eigenen Dramen und Opern, es fehlen eben noch fast ganz Schauspieler, welche mit der Technik ihrer Kunst vertraut sind; es fehlen vor allem volkstümliche Schauspielerdichter. Nur die „Fausta“, eine Tragödie des Philologen und Historikers Bernardakis hatte einen dauernden literarischen und dramatischen Erfolg. Charakteristisch ist, daß vor einigen Jahren das Erstlingswerk eines poetisch angehauchten Barbiers ebenfalls einen durchschlagenden Erfolg erzielte; es besaß eben zwei Eigenschaften, die unwillkürlich einen gewissen Zauber ausübten: es behandelte einen echt nationalen Stoff in nationaler Form; die Sprache war nicht jene hochtrabende, künstlerische Ausdrucksweise der Philologen, die selbst, wenn sie meisterhaft gehandhabt wird, doch ohne wirkliches Leben ist, sondern die natürliche Sprache der Volkstheater, die jedem zu Herzen spricht. Mir scheint der Erfolg des poetischen Barbiers ein Symptom der Auflehnung des Volksgesistes gegen die Herrschaft einer Geistesrichtung zu sein, welche das natürliche Leben der Sprache unterdrückt und die toten Formen längst verschwundener Zeiten einem lebenden Körper aufzwingt. Wenn ich die frische Lebendigkeit und Anmuth volkstümlicher Kunstpoesie mit den meist langweiligen, zum mindesten kalten Versen der Schriftsprache vergleiche, so sehe ich dort allein den Weg zu einer neuen Literaturblüthe. Glücklicherweise ist wenigstens für die lyrische Poesie jene Zeit vorüber, wo es Mode, ja durch Preisrichter sanktionirtes Gesetz war, seine Empfindungen in der Schriftsprache auszudrücken. Die heutige poetische Literatur lehnt sich an die Volkspoesie an, deren reicher Schatz das kostbarste Erzeugniß des neugriechischen Volksgesistes ist. Das Lied begleitet den Griechen überall, von der Wiege bis zur Bahre; der Säugling schläft ein unter dem süßen Klang der Wiegenlieder; im Liede singen Jungfrau und Jüngling von der Liebe Lust und Leid; Hochzeitsgesänge begleiten das junge Paar in ihr Heim; der Schmerz des Abschiedes, das einsame Leben in der Fremde finden rührenden Ausdruck; der Scheidende versichert die Zurückbleibenden seiner ewigen Anhänglichkeit, diese warnen ihn vor den Verlockungen der Welt, die leicht die Erinnerung an die Heimath, die Mutter, die Geliebte verweisen. Der Knecht, der Hirte, der Matrose hat seinen eigenen Liederschatz; jedes Fest ist im Liede gefeiert; der Schwalben Lied verkündet die Ankunft des Frühlings, der wie überall mit Freuden begrüßt wird. Und wenn der Tod eine Lücke reißt, dann jammern die Frauen in leidenschaftlichen Todesklagen um den theuren Hingeschiedenen. In düsterer Ballade wird der unheimliche Leonorenritt geschildert, ein Stoff, der uns durch Bürger's Bearbeitung wohlbekannt ist; vom Reiche der Unterwelt, vom Zuge des Todes, vom Ringkampfe des Todesgottes Charos mit dem jugendkräftigen Hirten erzählen wieder andere Lieder; am mannigfaltigsten und anmuthigsten ist aber das Lied, welches das ewig menschliche Thema der Liebe in immer neuen Variationen behandelt, bald scherzhaft, bald ernsthaft, bald in breitem Fluß, bald in epigrammatischer Kürze. Zahllos und immerfort wachsend sind die kleinen poetischen Momentbilder aus dem Liebesleben; unter diesen, am ehesten mit den Schnadabüßeln zu vergleichenden Liedchen sind Perlen von höchstem Werth. Denn selbst Homer vermochte weibliche Schönheit nicht wirkungsvoller zu schildern als der Dichter folgender Verse:

Wandelt mein Liebchen über die Flur,
Wundert mich immer das eine nur,
Daß nicht im Sande Blumen erblüh'n,
Felsen sich überzieh'n mit Grün.

Theater.

th. Die in Wien vor kurzem abgehaltene Generalversammlung des Deutschen Bühnenervereins beschloß: In den zukünftig abzuschließenden Engagementsverträgen für männliche Bühnenmitglieder unter 25 und weibliche unter 20 Jahren ist der Beitritt zur Pensionskasse der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger obligatorisch zu gestalten. Weiter wurde die Probezeit, innerhalb deren Kündigung zulässig ist, auf 8 Wochen herabgesetzt, ein Klagericht gegen böswillige Handhabung des Rechtes der Bühnenleitung, über die künstlerische Thätigkeit des Bühnenmitgliedes zu verfügen, eingeräumt, eine Verbesserung der Lage der letzteren im Falle der Krankheit und für verheiratete Damen für gewisse Fälle eingeführt, die Rechte der weiblichen Bühnenmitglieder für den Fall der Heirath reformirt, eine Konventionalstrafe für die Bühnenleiter im Falle ungerechtfertigter Vertragsbruchmeldung festgesetzt, die Höhe der vertragmäßig von den Bühnenmitgliedern zu fordernden Konventionalstrafe auf einen mäßigen Höchstbetrag beschränkt etc. Es ist ferner eine Vereinbarung zu stande gekommen, wonach die Provisionen der Agenten wesentlich herabgesetzt sind; der höchste noch zulässige Satz sind 5 pSt. Der deutsche Bühnenerverein hat die Durchführung dieses Abkommens dadurch gesichert, daß er beschlossen hat, in Zukunft diese ermäßigten Agentenprovisionen vom Gehalte abzuziehen und den Theateragenten direkt zuzusenden. Die nächste Generalversammlung soll im Frühjahr 1898 zu Frankfurt a. M. stattfinden. Eine Kommission ist damit be-

auftragt worden, eine Vorlage zu machen, ob und wie die Einführung eines mündlichen Verfahrens für den Erlaß des Schiedspruches zu ermöglichen ist. —

Medizinisches.

— **Morphium und Cyanalium.** Dr. Schmitz in Bonn hat nach der „Deutsch. med. Wochenschr.“ die Beobachtung gemacht, daß Morphinum, subkutan eingespritzt, ein kräftiges Mittel gegen Cyanalium ist. —

Völkerkunde.

— **Ehe auf Probe.** Aus Petersburg wird der „Voss. Ztg.“ geschrieben: Eigenhümliche Anschauungen über Ehe und Eherecht herrschen im Kreise Swenigorodka des Gouvernements Kiew zu herrschen. Bei der vor einiger Zeit vorgenommenen allgemeinen Volkszählung fiel die merkwürdige Erscheinung auf, daß in sehr vielen Fällen Mann und Frau, die unter einem Dach lebten, verschiedene Familiennamen führten. Man ging der Sache auf den Grund und es stellte sich heraus, daß in jener Gegend vielfach eine Art „Ehe auf Probe“ in Uebung steht. Wenn Mann und Frau nach der Hochzeit infolge häufiger Zwistigkeiten zu der Ueberzeugung gelangen, daß die gegenseitige Wahl nicht glücklich gewesen ist, so sehen sie sich nach einem nach Charakter und wirtschaftlichen Eigenschaften besser passenden Lebensgefährten um, so daß nicht selten ein förmlicher Austausch der Frauen ohne Scheidung der Ehe stattfindet. Derartige Tauschgeschäfte scheinen übrigens selbst nach längerem Bestande der Ehen vorzukommen, da berichtet wird, daß die Kinder der rechten Mutter in die neue Hausgemeinschaft folgen und als Glieder der neuen Familie gelten. Bei der Zählung mußte in diesem Kreise häufig die mit einem Mann in solcher thatsächlichen Ehegemeinschaft lebende Frau als zu dem Hause eines anderen Mannes, dem sie nach Recht und Gesetz angetraut war, zugehörig eingetragen werden, während dessen derzeitige Lebensgefährtin wiederum einem anderen Hause zugezählt werden mußte. —

Geographisches.

— **Ueber Zentral-Brasilien** sprach in der vorigen Woche Dr. Meyer-Leipzig in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg. Meyer hat die Forschungen von den Steinen's im Gebiet des Schingu, Nebenflusses des Amazonas, in den Jahren 1895 und 1896 fortgesetzt. Seine Begleiter waren Dr. med. Ranke aus München und vier Südbrazilianer deutscher Abstammung. Kuyaba, Hauptstadt der Provinz Matto Grosso, war der Ausgangspunkt der Expedition. Von hier wurden 36 Lastesel und 7 Kuyabaner Begleiter mitgenommen. Der Marsch geht durch hohes Steppengras mit verkrüppeltem Baumwuchs, wo in der Trockenzeit jedes Leben erstorben scheint. Nur wo ein Quellsbach rieselt, tritt Bald auf, stets durch Wiesen von jenem Busch getrennt. Der Wald aber ist echter Urwald, ist der Bach auch noch so klein, er ist belebt durch eine reiche Tierwelt. Hier wird Halt gemacht und ein Lager aufgeschlagen. Im Weitermarsch gelangte die Expedition auf den höchsten Theil des zentralbrasilianischen Plateaus, wo der Baumwuchs lichter wird, um schließlich durch das Steppengras verdrängt zu werden; an den Flußläufen entlang stets die Galerienwälder mit ihrem Gewir von Schlinggewächsen. Der nach Norden zum Tapajoz fließende Paranaatinga wurde überschritten, nachdem ein Dorf der mit Brasilien verkehrenden Bakairi-Indianer besucht war, wo einige Leute speziel für Bau und Lenkung der Kanus engagiert wurden. Der Jatoba, ein Zufluß des Schingu, wurde erreicht und hinabgefahren, aber dies unter größten Schwierigkeiten, da über 100 Stromschnellen zu passiren waren. Lebensmittel, Geräthe und Sammlungen gingen dabei meist verloren; auch die aus Jatobabäumen gefertigten Kanus waren nur schwer zu ersehen. Fisch und Mandioka-Mehl waren drei Monate lang die einzige Nahrung, ausnahmsweise Eierchen aus Schildkröten-Eiern. Der Ronuro, der den Jatoba aufnimmt und selber in den Schingu mündet, wurde erreicht und hinabgefahren. Wo der Ronuro mit dem Kuluene zusammenströmt, um mit ihm den Schingu zu bilden, erreichte die Expedition die ersten wilden Indianer, zum Stamm der Kamayurá gehörig, mit denen aufs freundschaftlichste verkehrt wurde. Den Kuluene hinaufgehend erreichte man den wilden Stamm der Trumai-Indianer. Ihr Dorf bestand aus 7 gewaltigen bienenkorbähnlichen Hütten aus Stroh, die im Kreise standen und eine im Mittelpunkt stehende Festschütte umgaben. Letztere dient zum Aufbewahren riesiger pilzähnlicher Langnasen und großer Flöten. Die Fremden wurden durch den Häuptling in vollem Schmuck empfangen und auf seinen Befehl von den Untergebenen mit Lebensmitteln versorgt. Zum Quartier wird meist die Festschütte zur Verfügung gestellt, interessanter sind noch die Wohnhütten, wo es allerlei Interessantes einzutauschen giebt. Hängematten und Körbe hängen herum, in letzteren Werkzeuge aus Knochen, Muscheln, Fischzähnen, Stein; ferner Wachs, rother Farbstoff, Baumwolle, Schmuckfäden u. a. Daneben Bogen und Pfeile sowie Kürbisschalen mit und ohne Inhalt; in der Mitte stehen große Körbe, mit Mandioka gefüllt. Alles ist tauschweise gegen Perlen zu erhalten. Größerer Reichtum und höher entwickelte Kultur sowie auch höhere Intelligenz finden sich bei den Kamayurá-Indianern. Letztere sowie mehrere andere Indianerstämme wurden behufs Anlegung von Sammlungen besucht. Bei allen wurden anthropologische Untersuchungen und Messungen vorgenommen. Der Rückweg ging auf dem Kuluene, einem Nebenfluß

des Kuluene, aufwärts, und nach siebenmonatlicher Abwesenheit wurde Kuyaba wieder erreicht. —

Aus dem Thierleben.

— **Eine Rahe,** die junge Edelmarder nährt. Der Jagdpächter Göbel in Schöningen bei Schweinfurt fand unlängst in einer Reifsigwelle drei junge Edelmarder. Er unterschoß sie seiner Rahe, der er die kürzlich zur Welt gekommenen Jungen bis auf eins beseitigte. Neben dem verbliebenen Rädchen nährt die Alte nun auch die jungen Edelmarder. —

Technisches.

— **Stählerne Güterwagen.** In den Vereinigten Staaten von Nordamerika geht man dazu über, die Eisenbahn-Güterwagen ganz von Stahl zu bauen. Das ist nur möglich, weil in den letzten 15 Jahren die dortige Stahlgewinnung eine ungeheure Ausdehnung angenommen hat und Stahl infolge dessen viel billiger geworden ist. In den 80er Jahren noch hätte ein Güterwagen aus Stahl mindestens fünfmal so viel gekostet, als ein hölzerner; heute sind die Herstellungskosten beider Arten kaum mehr von einander verschieden. Dabei hat aber der Bau der Güterwagen aus Stahl enorme Frachtersparnisse zur Folge, welche von einem amerikanischen Fachblatte wie folgt berechnet werden. Ist das Gewicht eines stählernen Eisenbahnwaggon's bloß um 5000 Pfund leichter, als dasjenige eines hölzernen, so bedeutet das bei tausend Waggon's eine Gewichtsverminderung von 5 000 000 Pfund oder 2500 Tonnen. Nun ist aber berechnet worden, daß die Beförderung einer Tonne derartigen oder, wie es in der Eisenbahnsprache heißt, „toden“ Gewicht's im Jahr auf zehn Dollars — die Durchschnitts-Meilenzahl angenommen — zu stehen kommt; mithin würden 1000 solcher Waggon's (ganz abgesehen von den Ersparnissen an Ausbesserungen) jährlich eine Ersparniß von 25 000 Dollars bedeuten. Wendet man diese Rechnung nun aber auf die in den Vereinigten Staaten in Benutzung befindlichen 1 250 000 Frachtwaggon's an, so würde durch Einführung solcher stählerner Waggon's die Summe von 31 250 000 Dollars, gleich etwa 182 Millionen Mark gespart werden. —

Humoristisches.

— **Ein ausgedehnter Wirkungskreis.** In Bern wurde neulich gegenüber dem Bahnhofe ein großer Bazar eröffnet. Das scheint die Konkurrenten sehr zu ärgern zu haben. Wie folgende Annonce, die im „Anzeiger für die Stadt Bern“ erschien, bemerkt:

„Grand Bazar de Berne. Da hiesige Holz- und Mercerie-waaren-Geschäfte sich mit dem Verkauf von Holz, Glas- und Geschirrwaaeren befassen, so finden wir uns veranlaßt, unseren Geschäftskreis zu vergrößern. Nebst unseren anerkannt guten und billigen Artikeln werden wir uns so bald wie möglich mit dem Verkauf folgender neuer Artikel befassen: Pratswürste à 27 Cts., gespaltenes Buchenholz per Ster à 14,19 Fr., T.-Ballen, Konferven, Knopflöcher per 100 Stück 1 Ct., Kommoden, Herrenüberzieher, Flaschenbier, Telegraphenstangen, Lebtuchen, Falzriegel, Blutegel, Mittagessen à 51 Cts., Lokomobile, Hühneraugenmittel, Stabeisen, Maggi's Suppenwürze zc. zc. Ferner übernehmen wir: Ziegeleien, Abbruch von Häusern, Dienstbotenvermittlung, Schwimmunterricht, Schröpfen, Massiren, Kostenberechnungen, Witterungsprognosen, Vorschlässe mit und ohne laufende Rechnung, Führung von Prozessen, Klavierstimmen, Lieferung ganzer Menagerien, Gläser und Ritten, Arrangiren von Vergnügungszügen, Vorschlässe auf Hinterlage, Volo-Unterricht, Teppichklopfen und Einfangen von Raufäusern.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Die Tuchfabrik Besche und Sittig in Sommerfeld i. L. ist vollständig niedergebrannt. —

— Im Lockstedter Lager ist ein Soldat infolge eines Kreuzotterbisses gestorben. —

— Im Reichswalde bei Nürnberg werden im kommenden Herbst wieder umfangreiche Holzfällungen vorgenommen werden, da sich die Hoffnung, daß sich ein Theil des vom Riesenspanner befallenen Waldes wieder erholen werde, nicht erfüllt hat. —

— In Wien hat sich ein achtjähriger Schuljunge aus dem 3. Stock gestürzt. Er hatte eine schlechte Penur erhalten. —

c. e. Die Einwohnerschaft Rußlands beläuft sich nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung auf etwa 127 Millionen, abgesehen vom Großfürstenthum Finnland. —

c. e. Im Kiever Höhlenkloster, einer berühmten Wallfahrtsstätte, ist in den letzten Tagen die Zahl der Wallfahrer auf 30 000 gestiegen. Unter den Pilgern sind plötzlich zahlreiche Fälle von religiösem Wahnsinn ausgebrochen, und die Aerzte befürchten, daß die Wahnsinns-Epidemie noch weiter um sich greifen könnte. —

— In Britisch-Honduras hat ein Oberhäuptling der Indianer sechzig seiner Häuptlinge mit spanischen Messern niederknien lassen. Er fürchtet für seine Herrschaft. —

— Die längste Brücke der Welt ist eine Steinbrücke, die in der Nähe der chinesischen Stadt Sangang über eine Einbuuchtung des gelben Meeres führt. Sie ist 8 1/2 Kilometer lang und wird von 300 Pfeilern getragen. Das auf 800 Jahre geschätzte Mauerwerk ist noch gut erhalten. —